

Sieheener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Sieheener Anzeiger (General-Anzeiger).



Das Paradies der Erde.

Roman von Uda von Versdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Bald war ich fit und fertig. Und so wandelte ich denn auf dem öden Feldwege, den ich eben noch in wüster Pae hinuntergerast war, langsam dahin, friedlich den schönen Abendhimmel betrachtend, aber die reine Todesangst im Herzen, sie nicht mehr anzutreffen. — Wie sie daherjritt, hob sie ihr Kleid sorgsam doch, leise mit der schweren Silberkette klingend, die sie um den Hals trug. Ihr Lächeln und ihr Blick sagten mehr als genug, um mich der Notwendigkeit zu entheben, meinen Abendspaziergang, nachdem ich kaum zu Hause gewesen sein konnte, irgendwie vernünftig zu begründen, was ja doch unmöglich gewesen wäre.

Ich sagte also gar nichts, nicht einmal die schätliche Erlundigung nach ihrem Befinden, ihrer kürzlichen Reise brachte ich über die Lippen.

Einen Schritt vor ihr blieb ich stehen, wir sahen uns an, und da zuckte ihre Hand, von der sie den Handschuh halb abgestreift hatte, und ich zog ihn ihr vollends ab und nahm die atlastweiche samte Hand in meine große Reiterfaust, in der ich sie auch behielt. So fohrten wir zusammen um und sagten immer noch nichts. Aber in der tiefen feterlichen Abendstille um uns her hörte eines vom andern deutlich das schwere Atemholen, das fast wie ein Seufzen klang und doch Seligkeit war.

Einmal, während der stummen Sekunde, wo wir beide nach Worten suchten, sahen wir uns blitschnell an und lächelten. Ich begann mich endlich zu fassen.

„Sie waren lange verweilt, gnädiges Fräulein?“

Ich sagte „gnädiges Fräulein“, wie ich zu Fräulein von Kallweim und zu Fräulein von Heausfeldt und zu jedem Mädchen der ersten Gesellschaft sage. Ich möchte den sehen, dem diesem wunderbaren Geschöpf gegenüber der Standesunterschied zum Bewußtsein gekommen wäre!

„Ja, ich habe mich in Berlin in einem Geschäft vorgestellt,“ sagte sie mit ihrem schönen Organ und dem prononcierten polnischen R.

„Sie haben hoffentlich nicht gefallen und sind nicht engagiert?“ sagte ich in einem bellommenen Versuch zu scherzen.

„O doch,“ antwortete sie, „aber erst zum Januar.“

„Gott sei Dank!“ entfuhr es mir, „ich — ich dachte schon, Sie müßten sofort hin. Also bleiben Sie noch fast vierzehn Tage hier?“

„Ja, das ist schön, auch für Vater. Wir sehen uns dann wieder viele Monate nicht. Urlaub gibt's dort erst nach einem ganzen Jahr der Arbeit.“

„Es muß schwer für Ihren alten Vater sein, Sie so ganz

fortgeben zu müssen. Sie sind doch sein einziges Kind. Und er ist wohl schon an die Siebzig heran?“

„Ja. Er hat sehr spät geheiratet und hat meine Mutter sehr geliebt. Aber sie war aus besserem Stande als er und liebte den Luxus und alles, was viel Geld kostet. Vater konnte es ihr nie versagen, und dann kamen Unglücksfälle. Er besah früher in Posen ein großes Geschäft, das eine Zeitlang sehr gut ging. — Wie er dann so herunterkam, das hat er mir nie sagen wollen. Als er hierher ging, ließ er mich bei einer Familie zurück, wo ich erzogen wurde. Vor bald zehn Jahren.“

„Lieber Gott! So lange hat er nun schon ganz allein hier gehaust?“

„Ja. Acht Jahre.“

„So sind Sie erst achtzehn?“

„Eben achtzehn. Ich weiß, ich sehe älter aus, als ich bin. Das macht das Leben,“ sagte sie mit einem großen traurigen Blick, der mich tief bewegte.

„Dann müssen diese Tage, die Sie Ihrem Vater jetzt schenken können, eine große Freude für ihn sein.“

„Freude?“ wiederholte sie nach einem kleinen Zögern. „Vater sieht es gar nicht gern, daß ich lange hier in Jurettich bin.“

„Warum denn nicht?“ fragte ich erstaunt.

„Ach, Sie werden lachen! Wegen des Militärs —“

„Ja, da muß ich wirklich lachen.“ Ich tat es auch, obwohl etwas erzornigen, denn begreifen konnte ich das affenfalls. — „Wir sind doch keine Manniboten.“ Was für ein dunkler eruster Blick das war, mit dem sie schnell den meinen traf, als ich mich bei diesen Worten zu ihr niederbeugte.

Sie fragte mich dann allerhand, auch nach meinem Beruf, meiner Neigung dafür. Da konnte ich ihr allerdings sagen, daß er meines Lebens Freude, Hoffnung und Inhalt sei.

Als dann der Basar zur Sprache kam, setzte sie mich durch ihre Menschenkenntnis und scharfe, schnell erfassende Beobachtungsgabe wahrhaft in Erstaunen. Auf meine Frage, wie ihr unsere Damen gefallen hätten, antwortete sie: „Es waren ausnahmslos wirkliche vornehme Damen und alle verstanden es gleich gut, sich zu beherrschen. Der schönsten Frau von Behingslöwen fiel das wohl am schwersten. Die ist entweder sehr krank oder sehr unglücklich, vielleicht beides oder eins durch das andre. . . Die große königliche Frau im schwarzen Seidentleibe mit den dicken füberrschimmernden Joppen über dem Scheitel (Wästin Wietersberg nannte man sie) ist wundervoll. Man könnte vor ihr hinknien und ihre weißen Hände küssen und sich um ihren Segen bitten. Ich glaube, sie konnte oder sie durfte nicht lieben, als sie jung war, und nun ist das alles still in ihr gestorben und sie scheint so sehr an das Entfagen gewöhnt zu sein, daß sie das bei allen ehleren Frauen für selbstverständlich hält und nicht begreifen würde, daß es Frauen gibt, die diese Ansicht nicht teilen und doch gut sein können. . .“

„Am besten hat mir persönlich ein kleines Fräulein gefallen, eigentlich noch ein Bäckfischgen, gar nicht hübsch, und ein bißchen droßlig und ungraziös, ein echtes deutsches kleines Landmädchen, um das sich niemand zu kümmern scheint, und das auch von niemand so recht verstanden wird. Sie hat etwas knabenhaft Wildes und Selbständiges, es liegt Natürlichkeit und Charakter darin. Die gibt und ergibt sich nicht so leicht und wird es glaube ich, einmal schwer haben. Der Empfehlungsbrief, den Gott und Natur zuweilen in eines Menschen Gesicht schreiben, fehlt dem Fräulein Billi von Kalkwein. Wenn sie diesen hätte oder statt dessen die Muth und Raffinerie mancher Menschen, so würde sie eine Herrscherin werden. Sie kam oft zu mir und sprach mit mir, und in ihrer Unterhaltung lag viel Natürlichkeit und ehrliche Offenheit. Ich glaube, sie ist sich noch nie so recht bewußt geworden, daß sie einen, von vielen andern beneideten Vorzug hat — eine sehr reiche Erbin zu sein. Sie wird gewiß bald heiraten, aber ich fürchte, es wird kein Mann sein, der sie zu behandeln weiß.“

Wir standen vor dem Hause Wladis Korrolewski. Die erste Wendung des Gesprächs hatte alles Gezwungene zwischen uns, alles rein Persönliche entfernt, und als beschauliche Natur freute ich mich darüber und fühlte mich leichter und freier. Der Wert Tatianas wurde durch ihre Denkart, ihr so objektiv offenbartes Gefühlleben noch erhöht.

Es war in jeder Beziehung etwas Außergewöhnliches, was Gottes Güte mir in diesem Wesen zugeführt hatte.

Gestern gegen Abend ging ich hinüber. Als Vorwand diente ein kleines Figürchen von Bronze, das ich am Basarabend von Tatiana erstanden hatte, um mir vom alten Korrolewski erklären zu lassen, was dieses etwas seltsame Gebilde eigentlich darstellen sollte. Wer mir vor vier Wochen gesagt hätte, daß ich schlichtern nach einem Vorwand suchen würde, nur um die alte Antiquitätenbude betreten zu dürfen! Ehe ich ging, stand ich erst eine längere Weile vor dem Spiegel und betrachtete mich eingehender wie je vorher, prüfte meinen Haarschnitt, mein Bärtchen, und überlegte, ob ich ihr besser in Uniform oder in Zivil gefallen würde. Letzteres wäre für einen Besuch bei dem alten Karitatenkrämer vorzuziehen gewesen, aber ich verfügte nur über ein etwas scholles Räuberzivil mit Jagdhut. Da man hier nie in Zivil zu gehen pflegte, so blieb ich in der Uniform, in der ich meiner Herzenskönigin auch besser gefallen würde, denn Zivilisten hat sie schon genug gesehen, aber Uniform und solch schneidige, vornehme wie unsre wohl selten. Hoffentlich!

Ich wartete eine ganze Weile, ob der Alte nicht endlich seine grüne „Studierlampe“ anstecken würde. Aber als das nicht geschah, verlor ich die Geduld und machte den kleinen Ragensprung über die dunkle Straße, die von der trübe brennenden Laterne nur recht mäßig erhellt wurde. Einen Moment zögerte ich drüben an der alten wackligen Thür, vor dem Gedanken bangend, sie könnten beide nicht zu Hause sein, vielleicht verreist — irgendwohin. Dann hatte ich vierundzwanzig Stunden ganz unnötig gewartet. Und in vierundzwanzig Stunden kann die Welt untergehen! Aber ich hatte Glück, un-menschliches Glück! ... Er, der Alte, war nicht zu Hause, aber sie, Tatiana, war da. Sie öffnete mir und sagte: „Ach...“ und schloß die Thür hinter mir ab. Es mag nicht oft vorkommen, daß einen Menschen ein Schauer von Wonne überläuft, wenn er eingeschlossen, regelrecht eingesperrt ist!

„Vater ist nicht zu Haus,“ erklärte sie, „er befindet sich auswärts, um einige antike Gegenstände aus einem Nachlaß zu erwerben und hat mir streng befohlen, während seiner Abwesenheit immer die Thür zuzuschließen. Es kommt doch allerlei Gesindel durch die Stadt, besonders an Werktagen wie heute, und hier auf dem Flur steht und hängt so manch wertvoller Gegenstand. Da braucht einer nur zuzugreifen.“

Ich konnte nicht umhin, mit einer gewissen Begeisterung die praktische Vorsicht des verständigen Vaters zu loben. Vielleicht aber hatte er nicht gemeint, hinter dem Diebe die Thür zu schließen.

Selbstverständlich stolperte ich über meinen Fallasch und drückte Tatiana beinahe an die Wand, als ich ihr den Vortritt durch die schmale Thür lassen wollte.

Dann folgte ich ihr in das Hinterstübchen mit den verblähten Ahnenbildern und den gebrochenen Wappensteinen eines ausgestorbenen polnischen Geschlechts. Auf dem Tische stand eine Lampe mit einem Schirm von roten Glasperlen

und eingepreßten, eink frischen Deckenrosetten, ein kleiner dampfender Kupferkessel, von dem ein köstliches Flimmern ausging, und daneben eine braune Teefanne mit Tasse. Auch einen goldgeränderten Briefbogen mit einem angefangenen Brief bemerkte ich, den sie in eine kleine Ledernappe mit einem halbverwischten Wappenbilde schob. — Ich hätte so gern die Handschrift betrachtet. Sehr geistreich mag ich nicht angesehen haben, wie ich so herumspähte, als wäre ich am Ende doch ein heutigetieriger Dieb, der sich schnell über die stehenswerten Schätze orientieren wollte. — Und sie fragte mich mit ihrer sanften fremdbartigen Altstimme: „Wünschten Sie Vater zu sprechen? Bringen Sie ihm etwas? Ich sehe, Sie haben ein Päckchen bei sich. — Vielleicht kann ich es besorgen?“

Und ich sammelte etwas wie: „Das wäre möglich, Fräulein Korrolewski.“ — Und wir wußten doch alle beide, wie wir uns am Basarabend angesehen hatten und was alles wir uns mit den Augen gesagt hatten, als ich sie in meinen Armen, fest, fest an meiner Brust hielt, und wie wir uns vorgestern auf dem einsamen Landweg bei den Händen gehabt und beide fest verschlungen eine Weile so gegangen waren. Und nun dieses Jeremontel, über das jeder, der in einen Bäckfisch verliebt ist, gelacht haben würde.

„Bitte, wollen Sie sich nicht setzen?“

Ich setzte mich und dachte endlich daran, die Mühe abzunehmen, wie jeder gebildete Mensch, wenn er in ein fremdes Zimmer tritt.

„Wollten Sie dem Vater etwas zum Kauf anbieten? — Ach, das ist ja wohl die Figur, die Sie mir auf dem Basar abkaufen. Sie möchten wohl etwas andres dafür?“

„Ja, oder eigentlich nein, sondern ich wollte Ihren Herrn Vater nur fragen, was sie vorstellt.“

„Vielleicht kann ich Ihnen das auch sagen,“ erwiderte sie und drehte die Figur um, auf deren Bodenfläche eine Nummer eingekritzelt war, worauf sie nach einem schmalen länglichen Geschäftsbuche griff. Während sie, neben mir stehend, die Zahlenreihen Seite für Seite von oben nach unten überflog, brannten auf ihrem berückend schönen Gesicht so dunkelglühende Rosen, daß der tiefe Purpur unmöglich von dem Schimmer des roten Perlenschirmes der Lampe allein herrühren konnte. Sie hatte wieder das schwarze glatte Kleid an mit der Silberkette, und die Formen ihrer Gestalt, die es umschloß, reizten mich fast zum Wahnsinn.

Endlich blickte sie aus dem alten abgegriffenen Buche auf. „Die Figur ist die Nachbildung eines mexikanischen Götzen,“ sagte sie und sah zu mir nieder aus ihren großen, zärtlich heißen Augen, über die wie ein Schleier die langen schwarzen Wimpern sich bogen. In ihrem Blick lag der Ausdruck eines sanften Bewunderns, wie vielleicht ein edles Wild in das Auge des Jägers sieht, der es tödlich getroffen hat.

Und da kam alles, was ich zu sagen hatte, zu sagen vermochte, in einem einzigen schweren tiefen Seufzer über meine brennenden Lippen; ich stand auf und taumelte ein wenig, so daß ich mich am Tisch halten mußte, dabei streifte ich ihre Schulter und ihren Arm und stützte meine Hand gerade auf ihre Hand, mit der sie das Buch auf den Tisch legte. Was geschah doch? Und wie kam es? Sagten wir etwas, oder sagte es jemand anders neben oder über uns? War es etwas Neues, was wir beide noch nicht wußten — oder etwas Altes, Uraltetes und allen Menschen Bekanntes? —

Sie lag an meiner Brust — und ich beugte mich am ganzen Leibe zitternd, hinab — und pflückte die heiße, rote, duftende Rose von dem schönsten Mädchenmunde ...

Ich will Tatiana Korrolewski heiraten. Gott selbst will es. Er, der sie schuf und mich schuf, er kann uns nur füreinander geschaffen haben!

Ich will Tatiana heiraten. Wie ich es anfangen soll, weiß ich noch nicht. Aber Gott muß es wissen. Er kann uns nicht zusammengeführt haben, nur um uns wieder zu trennen. Ich lege unser ganzes Lebensglück, ich lege mein Herz und Tatianas Herz vertrauensvoll in seine Hände. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruffenglocke.

Von Paul Rosenhann.

Als die deutschen Infanteristen das saubere ostpreussische Dorf verlassen, hielt der dicke Unteroffizier Kaludrigkeit die Abschiedsrede. „Kinder“ sagte er, „in einer halben Stunde liegen wir in unserem Schützengraben. Da werden wir wahrscheinlich mit stiller Behmut an Euren Klaps denken, und die Tränen werden uns in den Augen schimmern, wenn wir uns Eurer holden Gesichte erinnern. Habt vielen Dank! Und verlaßt Euch auf uns, wenns Euch mal schlecht geht. Adieu, Kinder.“ Und unter dem Lächeln der Zurückbleibenden marschierte die Kompanie hinaus nach Nordosten, ins freie Feld, in den Kampf.

Die Jugend begleitete die Ausziehenden noch ein Stückchen, bis zur Dorfgrenze, wo die Weibe auring. Dann verhallte der Gesang der Soldaten allmählich in der Ferne, und nur die und da trug der Wind ein paar Töne herüber. „Ruh! denn, ruh! denn.“ Im stillen Kämmerlein aber trodnete sich manches Marzellchen heimlich die Augen.

„Die Russen kommen.“

Wie eine Staifettenbotenschaft lief die Kunde von Haus zu Haus. Durchs ganze Dorf. Der alte Briefträger, der aus dem nahen Städtchen seinen Besorgung täglich einmal hierher machte, hatte die Meldung gebracht. Er selbst hatte die Kunde zwar nicht gesehen, denn er hatte sich sehr beeilt, um den Anbringenden zuvorzukommen. Und was das Schlimme war: es sollten Kosaken sein.

Zuerst dachte man an Flucht. Dann kam der Bürgermeister und redete den Leuten gut zu. „Nehmt! Hier im Norden das Schlachtfeld, hinten, rechts, links — wer wußte das — die Kosaken! Nein — da war es schon das Beste, man blieb zu Hause. Da hatte man doch ein Dach über dem Kopf und Brot im Schrank. Sie würden einen nicht gleich umbringen. „Das löst mich nur machen, Kinder. Ihr wißt: ich spreche ein bißchen russisch. Auf alle Fälle bringt Eure Koßbarkeiten in Sicherheit.“ Darauf begann ein lebhaftes Arbeiten mit Hade und Spaten, und eine Stunde später lag manches Zwanzigmarkstück unter Schweinetrögen, Wagenschuppen, Misthaufen und anderen landwirtschaftlichen Gegenständen. Dann trat eine große Stille ein. Schon atmete alles erleichtert auf: vielleicht, daß die Kosaken einen anderen Weg eingeschlagen hätten.

Der Abend kam. Der Mond stieg silbern herauf und beleuchtete eine weite friedliche Ebene. Da, plötzlich, ein Ton wie Bierdegetrappel. Die Einwohner rissen die Fenster auf: Eine Schwadron Kosaken ritt lärmend ein.

Vor dem Gemeindehause stieg der Kosakenoberst vom Bierde. In demütiger Haltung kam schon der Bürgermeister hervor und begann eine Rede auf russisch: „Herr Oberst... unser beschriebenes Dorf...“

„... Schon gutt, schon gutt,“ unterbrach ihn der Oberst, „keine Reddensortiten. Essen her!“ Und sporenstreichend schob sich seine mächtige Figur ins Zimmer, wo die Frau Bürgermeisterin gleich darauf eigenhändig eine mächtige Schüssel voll Suppe präsentierte.

Und zur selben Zeit war in allen andern Häusern des Dorfes ein allgemeines Schlingen und Schmaßen.

„Sehr gutt,“ sagte der Oberst anerkennend und schob seinen Teller zurück. „Sehr gutt. Nun sage mir noch eins, Herr Bürgermeister: sind deutsche Soldaten da?“

„Nein, Herr Oberst,“ beeilte sich der Bürgermeister zu erwidern.

„Und waren auch keine da?“

„Nein,“ war die zögernde Antwort.

„Du läßt, Herr Bürgermeister! Habbe ich erfahren, es waren deutsche Soldaten hier, was sind abgezogen erst heute früh!... Du, höre, ich merkte, du konspirirst mit ihnen!... Michael Michaelowitsch,“ wandte er sich an seinen Adjutanten, „laß sofort Ordre geben, das Dorf zu umstellen. Keiner von diesen verfluchten Bauern darf hinaus. Geh, Michael Michaelowitsch.“ Und dann wandte er sich an den zitternden Gemeindevorstand: „Du, Herr Bürgermeister, läßt jetzt gleich auströmmeln: kein Bürger dieses Dorfes darf bis morgen früh zehn Uhr den Haus verlassen! Oder, er wird sofort totgeschossen. Wer ein Signal gibt, vielleicht vom Hausdach, wird totgeschossen. Überhaupt, es wird alles totgeschossen.“ Damit erhob er sich. „Komm mit, Herr Bürgermeister, werde ich revidieren gehn!“ Damit schnallte er seinen Säbel um und klirrte an der Seite des Bürgermeisters auf die nächtliche Dorfstraße hinaus.

Am östlichen Himmel stand ein roter Feuerstein. Irrendwo mochte ein Dorf brennen. Ein derweiliges Geräusch wie jenes Gesehneknatter, untermischt vom dumpfen Grollen einer fernem Kanonade, flatterte herüber.

Die Weiden waren ungefähr an der Dorfgrenze angelangt, als ein russischer Jurof ihnen Halt befahl: „Stoj“. Der Lauf eines Kosalengewehrs bligte auf. Aber schon im gleichen Moment mochte der Kosal seinen Vorgesetzten erkannt haben; er parierte sein Pferd und ritt davon.

„Juräd ins Dorf,“ sagte der Oberst. Sie gingen mit hallenden Schritten durch die dunkle Dorfstraße in der Richtung nach dem Marktplatz, vorüber an den dunklen Häusern, hinter deren blinden Schelben der Bürgermeister das Pochen der geängstigten

Herzen zu hören glaubte. Plötzlich deutete der Oberst mit einem Nuck auf ein Haus an der anderen Seite. Aus dem erleuchteten Erdgeschos drang der heisere Gesang betrunkenen Männer. Der Oberst irrte auf das Haus zu und postete mit dem Säbel an die Scheiben, daß sie klirrend zerbrachen. „Wollt Ihr ruhig sein, Schweinehund,“ schrie er auf russisch. Der Gesang verstummte im Nu, und im nächsten Augenblick erlosch das Licht.

Die Straße führte sanft bergan. Dort oben lag auf einem Hügel das Dorfklein. Die beiden schritten darauf zu. Der Oberst bligte hinaus und nickte: Dort umkreiste eine Kosalabteilung in regelmäßigen Abständen das Gotteshaus. Der Oberst nickte den wachhabenden Offizier herbei. „Dah mit keiner von den Bauern die Kirche betritt!“ herrschte er ihm an. „Bei Todesstrafe! Die Palunken möchten natürlich an den Glockenzug heran und um Hilfe läuten!“

Dann ließ er sich nach Hause führen und begab sich zur Ruhe. Es mochte in diesem Dörfchen kaum einen Deutschen geben, der in dieser Nacht die Augen zutut. Selbst als die Kosaken langsam in den tiefen Schlaf der Trunkenheit gefallen waren, da drängten sich noch angstvolle Gesichter an die Scheiben und starrten mit brennenden Augen hinaus auf die dunkle Straße. Dort draußen, kaum eine halbe Stunde weit... dort lagen die deutschen Freunde. Wenn man ihnen eine Nachricht schicken könnte, einen Boten, einen Dikerau — sie würden kommen wie der Wirbelwind und die verhaßte fremde Brut davonjagen.

Es gab keine Möglichkeit. Der bloße Versuch war der sichere Tod. Denn eine dicke Postenkette spernte dieses Dorf von der Welt ab, und kein Mäuschen konnte hindurchschlüpfen. Ja, wenn einer hindringen könnte in die Kirche und die Glocken läuten! Die würden hinüberschallen zu den deutschen Brüdern und ihnen Kunde geben von dem Unglück, das dieses arme Dorf betroffen hatte. Aber auch das hatten die abgeteimten Strauchdiebe unmöglich gemacht. Die Kirche war dicht bewacht, der Glockentrang unerreichbar. Ja, der bloße Gedanke war heller Wahnsinn.

Ueber die Dorfstraße bewegte sich ein schattenhafte Gestalt. Vor dem Hause des Bürgermeisters — dem Heim des Kommandanten — machte sie Halt. Eine Hand wurde erhoben: eine Frage an den Posten. Der lachte und wies mit dem Daumen nach rückwärts. „Der Oberst schläft!“ Der andere lachte ebenfalls und trollte sich. Auf den Gehenswegen ging er langsam an den Häusern entlang. Vor dem ersten blieb er einen Augenblick stehen und tat einen Pfiff.

Da wurde es lebendig.

Der Kosal ging weiter, Haus für Haus, und pfiff. Da kamen sie aus den Häusern, die Kosaken und toteten sich zusammen. Einer hinter dem andern. Sämtlich bewaffnet.

Vor dem Hause des Dorfarztes gingen sie an. Der Wirtschaftlerin blieb der Schrei in der Kehle stecken angesichts der vielen Männer mit den blitzenden Revolvern. Die stärzten die Treppe hinauf; mit Beute beladen kehrten sie bald zurück.

Und dann ging es weiter. Fast lautlos wälzte sich die Schar vorwärts. Ab und zu ein unterdrückter Schrei. Das Knarren eines Rahmes, das Klirren einer Fensterhebe. Eiliges Getrappel auf Treppen und Höfen, leise Klische, das Klären von Möbelstücken. Koltern, Trampeln, Schleichen und Jern von Gegenständen und Körpern. Dazwischen stehende und bittende Laute. Dann Stille. Unheimliche Stille. Die Kosaken bei der Kirche waren abgeessen und schauten neugierig hinunter auf das Treiben ihrer Kameraden, an dem sie nicht teilnehmen konnten. Denn die Angst vor dem Obersten lähmte selbst die Gierigsten.

Bleich, mit geringelten Händen, standen die Einwohner inmitten ihrer ausgeraubten Zimmer und schauten hilflos und verzweifelt auf das Bild der Verwüstung. Waren sie denn ganz verlassen? Gab es niemanden, der ihnen zu Hilfe kam? Warte niemand etwas von ihrem Unglück? Da — plötzlich — ein seltsamer, wohlklingender und doch atemraubender Ton: durch die Stille der Nacht drang das Läuten der Kirchenglocken.

Nachtvoll schwoften die Klänge an, brachen dann seltsam plötzlich wieder ab, setzten wieder ein, verstummten auf einmal, begannen mit einem Rud aufs neue und verhallten in langem Crescendo.

Im nächsten Augenblick wurde es laut auf der Straße. Klische, Kommandorufe. Halbangeleitet kam der Oberst auf seinem Hoppfen herangeprungen, hinter ihm Offiziere. In rasendem Tempo ging es hinauf auf den Berg, zur Kirche, von deren Turm noch immer die Glocken in seltsamem Rhythmus läuteten.

„Gundelohn,“ herrschte der Oberst den ersten Kosaken an, „außer sich vor Jorn, wer läutet da die Kirchenglocke?“

Der Kosal, der totbleich im Kirchenportal stand, bekrängelte sich und stammelte: „Wir wissen es nicht, Herr Oberst. Kein Mensch ist in der Kirche!“

„Du läßt, du Schmit!“

„So wahr ich Gott liebe,“ beteuerte der Kosal, an allen Gliedern zitternd. „Meine Kameraden werden es bezugen. Wir haben alle Türen bewacht. Kein Mensch ist hineingedrungen.“ Der Oberst stieß mit einem Trit die Tür auf, die krachend zurückfiel, und stürzte in die Kirche.

„Licht her!“

Die Offiziere folgten ihm auf dem Fuße. Er rannte bis in die entgegengesetzte Ecke, in der der Mordkreuzer berniederhing. Mit einem Fluch hub er zurück. Dort standen zwei Kosakenpferde und lauten gemächlich am Glockenstiel. Die hungrigen Tiere mochten in dem armenigen Laub immerhin eine begehrenswerte Nahrung erblickt haben. Mit ein paar Schlägen trieb der Oberst die Pferde hinaus. „Was gehören diese Pferde?“ Die beiden Kosaken traten mit schlotternden Knien vor. „Ihr Hände! Ihr elenden...“ Er konnte den Satz nicht vollenden. Aus der Ferne kam in diesen Augenblick ein langgezogener Ton: Das Angriffs-signal der Deutschen. „Verstucht!“ Mit einem Satz sprang der Oberst auf sein Pferd und jagte die Dorfstraße hinunter. Die Offiziere in rasender Flucht hinterdrein. Im Nu war die Dorfstraße überfüllt mit tausenden von gekochten Geesensständen, die die Hiebenden in ihrer Todesangst von sich geworfen hatten. Gleich darauf brauste deutsche Kavallerie heran und schickte den Feinden nach.

Die Glocke aber hieß fortan „Die Russenglocke“.

Auch die amerikanische Mode will sich von Paris befreien!

Wie in Deutschland, so hat der Weltkrieg auch in Amerika den Anstoß zu einer Bewegung gegeben, die sich die Befreiung der nationalen Mode von Paris zum Ziele setzt. In der Jahres-sitzung der amerikanischen Gesellschaft für die Bekleidungsindustrie wies der Vorsitzende, Herr John V. Howland, auf die durch den Krieg geschaffene günstige Gelegenheit hin und gab die Losung aus: „Amerikanische Moden für amerikanische Frauen!“ Er empfahl ein enges Zusammenwirken zwischen Fabrikanten und Presse und die Errichtung eines eigenen Stilbüros, wo alle Auskünfte über Mode und Modestil, sowie Schnitte und Zeichnungen jederzeit erhältlich sein sollen. Der Vorschlag fand lebhafteste Zustimmung, das Stilbüro ist bereits errichtet, und zur Förderung der neuen Bewegung hat im Hig-Carlton-Hotel eine amerikanische Modenschau stattgefunden, die von den vornehmsten Häusern der amerikanischen Bekleidungsindustrie veranstaltet und von den „obersten Vierhundert“, an ihrer Spitze Mrs. Thor, ganz besonders begünstigt wurde. Nur amerikanische Zeichner hatten bei den Entwürfen für die vorgeführten Kleider mitgewirkt. Auf einer blaugrauen ausgeschlagenen Bühne reisten etwa 50 Proberdamen die neuen Kleider und Kostüme, Mäntel und Abendumbänge, Hüte und Pelze vor. Der Erfolg war, wie der „Konfektionär“ berichtet, großartig; drei Tage und Abende wimmelte der prächtig ausgestattete Ballsaal des Hotels von einer eleganten Menge, in der auch die Herrenwelt zahlreich vertreten war. Es ist nun im Hinblick auf unsere deutsche Modenbewegung nicht ohne Interesse, einen Blick auf das Modoprogramm für den Frühling zu werfen, wie es sich in dieser Schau darstellte. Danach werden die bevorzugten Stoffe Schneidestoff (früher Covercloth), Gabardine und Serich (Serge) in allen Sandfarben sein. Die Röcke lehnen zu ihrer alten Weite zurück. Die halblangen Jacken sind sehr lose, sollen mit fortschreitender Jahreszeit kürzer werden und sich der bekannten Eton-Form annähern. Kragen werden hoch wie niedrig gebraucht, meist aber hinten hoch und vorn zu einem winzigen V-förmigen Ausschnitt erniedrigt. Hütel diesen eine hervorragende Rolle und sitzen sowohl im Taillenschlitz, wie auch oberhalb. Kermel sind lang und eng und im Schneidestoff gehalten, also eingiecht. Im ganzen wird die Modelinie der Amerikanerin im kommenden Jahr nach einer Zusammenfassung in dem erwähnten Fachblatt „zur Höhe streben“. Die kleinen Hüte sitzen hoch auf der Haartirach, diese selbst ist schmal und hoch, strahl an den Seiten, aber hoch im Aufbau. Dazu paßt die schmale Schulterlinie, der militärisch geschnittene Kragen, der knapp eingiechte Kermel, und erst der untere Teil des Rockes bringt das erforderliche Gegengewicht der Weite. Es scheint die Neigung zur Empirelinie vorzuherrschen.

Dermischtes.

* Clemenceau und der Jenfor. Clemenceau, dem einst allmächtigen französischen Ministerpräsidenten, hat der Jenfor lächel mitgeschickt. Sein Blatt „L'Homme Libre“ wurde, als er es nach der Flucht der französischen Regierung nach Bordeaux in Toulouse weiter erscheinen ließ auf eine ganze Woche verboten. Es erlebte dann seine Wieberauferstehung als „L'Homme Enchaîné“, aus dem „freien Menschen“ war „der gefesselte Mensch“ geworden. Diese Fesselung tritt nun in Clemenceaus Zeitung recht deutlich in die Erscheinung. Jürgel erklären sie mit zwei langen leeren Spalten, da wo sonst der Leitartikel des Heraus-gabers stand. Selbst der Titel seines Aufzuges war gestrichen und nur die Unterschrift „George Clemenceau“ übrig geblieben, und darunter stand noch verloren in dem leeren Raum „G. C.“, wahrscheinlich der Anfang zu einer Nachschrift. Clemenceau hat sich jetzt so zu helfen gesucht, daß er jedem Parlamentaristgedieb einen Abzug seines unterdrückten Artikels zugestellt hat. Der Auf-

satz enthält eine scharfe Kritik der verschiedenen Zweige der franzö-sischen Deeresverwaltung.

* Das Sanatorium an der Front. Die neue Form des Stellungstriegetes, wie sie sich jetzt auf den Schlachtfeldern in Nordfrankreich herausgebildet hat, stellt an den Soldaten ganz neue Anforderungen und verlangt auch eine neue Pflege seiner erschöpften Kräfte. Für die Truppen, die in den Schützengräben lange Zeit dem schädlichen Kugelregen und den Unbilden des Wetters ausgesetzt waren, hat man auf englischer Seite in der Nähe des Hauptquartiers geradezu Sanatorien eingerichtet, die sich nach einer Schilderung des offiziellen englischen Kriegsberichterstatters, des bekannten „Luzenzengen“, vorzüglich bewähren. Der ermüdete Soldat, der von der Front kommt, ist etwa in dem Zustande eines Resonanzglases, der Ruhe und Kräftigung braucht. In diesem Zwecke hat man im englischen Hauptquartier ein großes Gebäude, eine frühere Zutefabrik, eingerichtet, die zur Aufnahme von 1000 ermüdeten Soldaten dient. Hier finden keine Vermutungen und Kranken Verpflegung, sondern nur die „Opfer des Schützengrabens“, die mit ihren Nerven zu Ende sind, an körperlicher Erschöpfung oder an Rheumatismus leiden. Die Leute erhalten zunächst, wenn sie in dies Sanatorium an der Front kommen, ein helles Dampfbad, wofür umfassende Anlagen extra eingebaut worden sind. Ihre Kleider werden ihnen abgenommen und gereinigt oder auch vernichtet, und dann führt man sie in einen der großen Schlachtfelder, in denen Reize an Reize saubere Zeiten stehen. Hier können sie liegen und ruhen, bis sie sich wieder gekräftigt fühlen. Diese vollständige Veränderung der Lebensführung soll wahre Wunder verrichten, und die Soldaten sind gewöhnlich schon nach wenigen Tagen wieder so weit, um ihren Dienst antreten zu können. Sie werden aber nicht sofort wieder in die Schützengräben geschickt, sondern sie erhalten zunächst noch leichtere Beschäftigung.

Büchertisch.

— Neue Frauenkleidung und Frauenkultur. Organ des Deutschen Verbandes für Neue Frauenkleidung und Frauenkultur. Schriftleitung: Clara Sander, Elise Wimmingshaus, beide in Köln. Verlag der G. Braun'schen Buchdruckerei in Karlsruhe. Jährlich 10 Hefte in Hoch-Quart mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen auf Kunstdruckpapier, sowie Schnittmusterbogen.

— Die Befestigungskunst auf dem heutigen Schlachtfeld gewinnt, seitdem wir den Krieg im kühnen Kuffurm in das Feindesland getragen haben, immer mehr an Bedeutung. Während in früheren Jahrhunderten Scharen von Soldaten und aufsteigenden Standesleuten das Schlachtfeld von weitem verrichten, liegt es heute leer und öde, scheinbar von allem Menschlichen verlassen. Günstig der Flieger vermag hier und dort die Geschützstellungen des Feindes erkunden. Selbst in der von langer Hand vorbereiteten Verteidigungsstellung ist nichts mehr zu sehen von den Verschanzungen. Um ein möglichst geringes Ziel zu bieten, gräbt sich auch die Infanterie mit Vorliebe in den Boden ein. Ueber alle diese Operationen veröffentlicht Bong's illustrierte Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/15 in Wort und Bild“, von der soeben die 8. und 9. Lieferung erschienen (Deutsches Verlags-haus Bong & Co., Berlin W. 67), einen anschaulichen und fesselnden Aufsatz aus der Feder des Oberleutnants D. Probenius. Auch diesen Lieferungen sind wiederum zwei doppelseitige farbige Aufschübe beigegeben, die von dem Schlachtmaler Professor Anton Dollmann und von dem Marine-maler Professor C. Saltmann herrühren.

Ergänzungsblätter.

G. R. f. d. e. W. . . .
a. R. u. R. o. .
L. t. n. f.
. b. d.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Stat-Aufgabe in voriger Nummer:

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.

Mittelhand drückt pZ und cZ. Vorhand erhielt pB, carK, trB, trT, pA, pZ, cD, cT, carD, carS, Hinterhand den Rest. Spielgang:

1) W. cD R. cA S. cS = + 14

2) W. trA S. trD B. trT = + 14

W. erhält ferner in tr + 14, car + 28 e + 4 = + 46

In den Stat waren geieat = + 20

Mathia Sa. = + 94.

Bei vorliegender Kartenverteilung hätte Mittelhand das Grand gleichfalls gewonnen, wobei die Gegner möglicherweise auch noch in Schneider geblieben wären.